

# Mary Elizabeth Braddon



*M. E. Braddon*

**Oberst Benpon's Liebe**

# **Oberst Benyon's Liebe**

von  
**M. E. Braddon.**

---

Aus dem Englischen  
Autorisierte Ausgabe.



**Berlin, 1873.**  
Verlag von Otto Jahnke

## I. Kapitel.

**E**s war spät im Juli, als Herbert Benyon, Oberst in einem bengalischen Cavallerie-Regiment, auf der Rückreise von Indien zu Southampton landete. Er hatte schwer am Junglefieber gelitten und deshalb einen längeren Urlaub erhalten. Die frische Seeluft und das müßige Dampfschiffleben waren ihm gut bekommen, er trug aber noch immer die Spuren jener verzweifelten Krankheit an sich. Das sonnenverbrannte Gesicht war eingefallen und abgemagert und um den Mund befanden sich Linien, welche auf vorzeitigen Altern hindeuteten, während dunkle Schatten unter den großen glänzenden Augen lagerten. Diese Augen von Oberst Benyon waren gewohnt gewesen, den Soldaten, die sich einen Fehler zu Schulden kommen ließen, Schrecken einzuflößen. Das Grau derselben schien sich in Schwarz zu verwandeln, wenn der Oberst zornig war und zu solchen Zeiten pflegten seine Leute zu sagen, daß ihr commandirender Officier wie ein wahrer Teufel aussehe. Er war indeß nicht gerade ein Tyrann und man wußte daß er ebenso besorgt für das Wohlergehen seiner Soldaten war, als er

sich streng auf der Parade erwies; aber er galt für einen harten Mann und seine Leute fürchteten ihn.

Der Oberst seufzte, als der Eilzug von Southampton, in der Nähe von London anlangend, einen langsameren Gang annahm. Er hatte ein Coupé der ersten Klasse für sich und während der schnellen Reise vor Ungeduld in dem engen Raume sich wie ein gefangener Löwe herumgeworfen, und jetzt, wo er sich am Ziel seiner Reise befand, schien er kaum zufriedener zu sein.

Er war neununddreißig Jahre alt, etwas über sechs Fuß hoch, breitschultrig, kräftig gebaut und, wenn auch nicht gerade hübsch, so doch von vornehmem Aussehen. Er hatte eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich und Leute, die ihn näher konnten, prophezeiten ihm die höchsten Auszeichnungen. Er war seit elf Jahren von England abwesend gewesen und durch den feurigen Ofen der indischen Empörung gegangen, die ihm eine reiche Ernte von Lorbeeren eingebracht hatte. Und nun kam er mit einem zweijährigen Urlaub, mit einer hübschen Summe in der englischen Bank und keinem einzigen Wesen in der Welt, das einen Anspruch auf seine Börse, oder auf seine Sorgfalt hatte, in die Heimath zurück.

Ein so durchaus unabhängiger Mann, wie Herbert Benyon, wird wohl selten auf britischem Boden gelandet sein. Mit kluger Vorsicht hatte er die Felsen und Klippen des Ehestands zu vermeiden gewußt. Er war bei Beginn seiner Laufbahn von einer hochgeborenen Kokette

getäuscht worden, die ihm zu Gunsten eines reicheren Bewerbers den Abschied gegeben hatte. Er hatte diesen Schlag allem äußern Anschein nach ruhig genug ertragen; aber von diesem Augenblicke an schien er in Bezug auf alle weiblichen Reize und Verführungskünste ein Mann von Granit zu sein. Die schönsten Mädchen in Calcutta, die gefährlichsten jungen Wittwen in der militärischen Welt hatten ihre feurigsten Blicke ohne alle Wirkung an ihn verschwendet. Seit der Stunde, wo Lady Julia Dorsay ihm geschrieben hatte, daß sie in ihr eigenes Herz gesehen und gefunden habe, es sei besser ein Verhältniß abubrechen, das nach ihrer Ueberzeugung niemals zum Glück für Beide ausschlagen könne — seit jener Stunde hatte Niemand den Obersten jemals mit einem wärmeren Lächeln als es die conventionelle Höflichkeit verlangte auf ein weiblichen Wesen blicken sehen.

Bei seinen Kameraden, den Officieren, war Herbert Benyon in hohem Grade beliebt. Er war gefällig, ein theilnehmender Freund, ein guter Gesellschafter, ein gewaltiger Reiter und Jäger. Er besaß in der That alle Eigenschaften, die einem Manne die Achtung anderer Männer und die Bewunderung der Frauen zu gewinnen vermögen.

Hier kam noch, daß er auch ein reicher Mann war. Ein unverheiratheter Onkel war während seiner Abwesenheit im Orient gestorben und hatte ihm ein beträchtliches Vermögen und ein schönes Gut im Norden von

Schottland hinterlassen. Man sieht daraus, daß Herbert Benyon alles Das in reichem Maße besaß, was sich ein Mann in seiner Lage und Stellung nur immer wünschen kann und doch war er nicht glücklich. Jedenfalls erregte die Rückkehr in sein Heimatland nach elfjähriger Abwesenheit kein Gefühl des Vergnügens in ihm, sondern nur eine düstere Empfindung seiner Vereinsamung.

Nähere Verwandte besaß er nicht. Weder Schwester, noch Bruder lächelten ihm einen Willkommen zu und seine Eltern waren schon vor zwanzig Jahren gestorben. Freunde besaß er allerdings genug — Leute, denen er Tigerfelle, wundervoll eingelegte Chatullen von Sandelholz, indische Shawls und dergleichen Kostbarkeiten mehr gesendet hatte. Im Grunde genommen, waren es aber doch nur bloße Bekannte. Unter allen diesen befand sich nur ein Einziger, dessen freundlichem Lächeln und Händedruck er mit wahren Vergnügen entgegensah.

Dies war ein Mann seines eigenen Alters, ein Kamerad von der Schule und Universität her, ein gewisser Friedrich Hammersley, der seine Laufbahn als Vicar auf dem Lande begonnen hatte, aber in Folge einer größeren Erbschaft aus dem geistlichen Stande ausgetreten war.

Das Letzte, was Oberst Bonhon von diesem Freund gehört hatte, war die Nachricht von seiner Verheirathung. Sie unterhielten ihre Freundschaft nicht durch den

Austausch von langen Briefen wie Schulmädchen. Jeder von ihnen war in seiner Art hinlänglich durch die Angelegenheiten des Lebens in Anspruch genommen und jeder fühlte sich der Freundschaft des Andern hinlänglich sicher. Für Männer dieses Schlags bedurfte es keiner gegenseitigen Betheuerungen mit Tinte und Feder.

Ja, es lag ein Vergnügen für Oberst Benyon in dem Gedanken, wieder mit Fred Hammersley zusammenzutreffen. Er hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als sein Gepäck in einem Gasthofs unterzubringen und sich dann geraden Wegs nach dem Club seines Freundes, dem Atheuäum, wo er mehr als ein fröhliches Mahl mit Fred eingenommen hatte, zu begeben.

Er wurde aber hier in seiner Erwartung getäuscht. Mr. Hammersley befinde sich im Ausland, auf dem Continent, sagte ihm der Portier. Wo er sich aufhielt, wußte der Mann nicht zu sagen. Mr. Hammersley sei aber seit langer Zeit abwesend — seit — seit länger als zwölf Monaten, sagte der Partier.

»Und seine Briefe,« fragte der Oberst, »was geschieht mit ihnen?«

»Wir bekommen wenige,« antwortete der Mann, »wenn aber einer an ihn eintrifft, so wird er an Coutts gesendet. Man sagt, er sei stets in Bewegung und nur sein Bankier weiß, wo er sich befindet.«

Es lag etwas in dem Gesichte des Mannes, was Oberst

Benyon auf den Gedanken brachte, derselbe könne mehr sagen, wenn er wolle. Um ihm die Zunge zu lösen, stieß der Oberst dem Portier einen halben Sovereign in die Hand gleiten.

»Ich danke Ihnen, Sir; Sie sind sehr gütig, Sir. Es thut uns Allen leid, daß uns Mr. Hammersley verlassen hat. Er war stets so freundlich und gesprächig. Ich wünschte, es gäbe mehr solcher Herren, wie er. Es ist Schade, daß er seinem Lande auf solche Weise den Rücken gewendet hat.«

Der Oberst blickte den Sprecher überrascht an.

»Aber er reist doch wahrscheinlich zu seinem eigenen Vergnügen?« rief er aus. »Er hatte keinen besonderen Grund, England zu verlassen?«

»Ja, Sir; leider war ein unangenehmer Umstand mit seiner Abreise verbunden. Natürlich werden im Westend solche Dinge besprochen und eine Person in meiner Stellung kann seine Ohren solchen Berichten nicht verschließen. Ich würde der Letzte sein, der davon spräche; aber es gibt nichts, was nicht auf irgend eine Weise zu meinen Ohren käme.«

Der Oberst stand bestürzt da. Was sollte Das bedeuten? Hatte Frederik Hammersley dieser so ehrenwerthe und gewissenhafte Mann, ein Verbrechen begangen? Was war der Grund dieser erzwungenen Verbannung? Dann ging dem Obersten plötzlich ein Licht auf.



»Seine Frau ist wahrscheinlich bei ihm?« fragte er.

»Nein, Sir; Mrs. Hammersley befindet sich nicht bei ihrem Mann. Seine Reise ins Ausland steht in der That mit ihr in Verbindung. Ich wäre der Letzte, der unehrerbietig von einer Dame spräche und besonders von einer solchen, die, so zu sagen zu uns in einem gewissen Verhältniß steht; aber ich habe unsere Gentleman sagen hören, daß Mrs. Hammersley's Benehmen ein sehr schlimmes sei.«

»Sie hat ihn wahrscheinlich verlassen?«

»Ja, Sir. Sie ist durchgegangen, nachdem sie kaum sechs Monate verheirathet waren, mit einem Gentleman, mit dem sie, wie man sagt, verlobt war, ehe sie mit Mr. Hammersley bekannt wurde. Die Heirath war, wie ich gehört habe, das Werk ihres Vaters und als ihr Geliebter, der ein »Capitän in der Armee war, von Indien nach Hause kam, ging sie mit ihm durch. Sie gingen mit einander nach Ostende und dergleichen Plätzen und zwei Monate darauf wurde der Capitän an einem Septembermorgen auf dem Strande bei Blankenburg mit einem Schuß durch das Herz todt gefunden. Man glaubte, daß es ein Duell gewesen und daß ihn Mr. Hammersley getödtet habe; aber dieser befand sich zu jener Zeit in London und Niemand hatte ihn in Belgien gesehen. So kam die Sache sehr bald in Vergessenheit. Mr. Hammersley hat kurz darauf eine Ehescheidung verlangt und sobald sein Fall entschieden war, England

verlassen.«

»Und was ist aus der Dame geworden ?« fragte der Oberst, neugierig, das Schicksal dieses verlorenen Geschöpfes zu erfahren.

»Ich habe nie etwas davon gehört, Sir. Sie ist bei den gerichtlichen Verhandlungen über den Ehescheidungsproceß nicht erschienen. Ich glaube, daß es ihr nicht gut geht, da der Capitän todt ist; ihre Freunde müßten sie denn wieder zu sich genommen haben, was kaum wahrscheinlich ist.«

»Arme Unglückliche! Erinnern Sie sich des Namens des Mannes?«

»Was, des Capitäns, Sir? Ich habe ihn früher öfters gehört. Lassen Sie mich besinnen. — Champney — Capitän Champney.«

Oberst Benyon erinnerte sich des Namens, aber nicht des Mannes, da derselbe in einem Linienregiment und in einer andern Garnison als der Oberst gestanden war.

Der letztere kehrte darauf in seinen Gasthof zurück und bestellte sein Diner, nach dessen Beendigung er an seinen alten Freund einen geraden, ehrlichen Brief schrieb, das Unglück von Frederik Hammersley nur leicht berührend und mit dem vollen Ausdruck ernster männlicher Theilnahme. Wenn Hammersley sich innerhalb zugänglicher Entfernung befinde, so wollte der Oberst zu ihm kommen, sobald er sich kräftig genug fühlte, die

Reise zu unternehmen.

»Ich befinde mich zur Herstellung meiner Gesundheit und nur zu diesem Zwecke in Urlaub und ich sehe nicht ein, warum ich nicht ebenso schnell, wenn nicht schneller im Ausland wieder hergestellt werden soll, als in England. Ich habe kaum eine Verbindung in diesem Lande, die ich zu erneuern wünschte. Ich habe nicht einmal Lust, das alte schottische Jagdhaus zu besuchen, wo Du und ich in den Herbstferien den caledonischen Eber oder den Hirsch jagten und das jetzt mein Eigenthum ist. Kurz ich habe die meisten Illusionen des Lebens abgelegt und es ist mir nichts geblieben, als der Glaube an die Freundschaft, so weit Du dabei betheilig bist. Laß mich zu Dir kommen, lieber Hammersley, wenn Du nicht die Einsamkeit vorziehst. Sage aber nicht Ja, wenn Deine Neigung Nein sagt.«

Oberst Benyon adressirte diesen Brief an seinen Freund unter Couvert an Mr. Coutts und er fühlte, daß er keinen Plan für seinen Urlaub fassen konnte, bis die Antwort seines Freundes eintraf. Nach vierzehn Tagen kam endlich ein Brief — ein Brief, der Herbert Benyon tief zu Herzen ging, denn er theilte ihm in wenigen Worten mit, welch' ein herber Schlag das Leben seines Freundes zerstört hatte.

»Nein mein lieber Benyon,« schrieb der Wanderer, dessen Schreiben aus einem kleinen Städtchen in Norwegen datirt war, »Du darfst nicht zu mir kommen.

Der Tag wird vielleicht erscheinen, Gott weiß wann, wo ich für den Umgang mit einem Freund besser taugen werde; jetzt aber bin ich ein zu elendes Geschöpf, um meine Gesellschaft Jemand aufzudrängen, für den ich eine Zuneigung hege. Ich habe seit sechs Monaten in diesem Lande unter dem einfachen Volke ein raues urwüchsiges Leben geführt, und ich zweifle sehr, ob ein Klima wie dieses einem indischen Reconvalescenten zusagen würde, selbst wenn ich ein passender Gesellschafter wäre. Ich schreibe, wie Du siehst, mein theurer Benyon, mit aller Offenheit und ich glaube nicht, daß Du meine Freundschaft für Dich bezweifeln wirst, wenn ich unter dem bitteren Einfluß eines Unglücks, das glücklicher Weise wenige Männer zu bemessen vermögen, selbst vor Deiner Gesellschaft zurückschreke.«

»Und nun habe ich Dir einen Vorschlag zu machen Du befindest Dich zur Herstellung Deiner Gesundheit in England und bedarfst gewiß vor allem Anderen vollkommener Ruhe. Ich besitze ein Haus im Westen von Cornwallis — ein Haus in einem Garten von Rosen mit der Aussicht auf die See — welches, wie ich glaube, Dir auf's Haar passen würde, wenn ich Dich bereden könnte, für die nächsten Monate Deinen Aufenthalt dort zu nehmen. Der Ort ist voll von bitteren Erinnerungen für mich, und ich zweifle daran, ob es ein anderes lebendes Wesen gibt, außer Dir, dem ich ihn anbieten würde. Es

sollte mich aber herzlich freuen, wenn Du einen Platz bewohnen wolltest, der mir einst so theuer war. Das Klima ist dort fast wie in Madeira, und wenn Du noch eine Neigung dafür hast, so gibt es in der Nachbarschaft Gelegenheit genug für die Jagd. Ich habe ein paar alte Diener, denen die Aufsicht über den Ort anvertraut ist, und diesen werde ich mit dieser Post schreiben, sich für Deinen Empfang bereit zu halten. So hast Du nichts zu thun, als an einem Morgen, wo es Dir beliebt, ein Billet nach Penjudah zu lösen, einer kleinen Station, von der Dich eine Fahrt von zwei Stunden nach Trewardell, (unter diesem barbarischen Namen ist meine Beszung bekannt) bringen wird. Wenn Du vorher eine Zeile an Andrew Johns zu Trewardell bei Penjudah schreiben wolltest, so würde er Dich mit einem Wagen an der Station erwarten. Es sind ein paar gute Läufer und ein Jagdperd im Stalle, das ich zu reiten pflegte und das, wie ich glaube, für Deine Natur passen wird.«

Das Anerbieten war verführerisch und nach einigem Zögern beschloß der Oberst, es anzunehmen. Cornwall war ein neues Land für ihn — ein entferntes, barbarisches Land, wie er dachte. Es lag auch ein Beigeschmack von Abenteuer in dem Gedanken, von dem Hause seines abwesenden Freundes Besitz zu ergreifen, ein schwacher Anstrich von Romantik in der ganzen Geschichte. Der Aufenthalt daselbst würde allerdings langweilig sein; aber der Oberst liebte die Einsamkeit und fand sich mit

jedem Jahre weniger geneigt für jene Lebensweise, welche die meisten Leute für angenehm halten. Er wollte jetzt nur seine alte Kraft und Gesundheit wieder erlangen und dann nach Indien zurückkehren.

Er schrieb an Mr. Andrew Johns, diesen würdigen Mann von dem wahrscheinlichen Zeitpunkt seiner Ankunft benachrichtigend, und drei Tage später wandte er der großen Stadt den Rücken und eilte westwärts über die Gefilde, auf denen zum Theil noch der goldene Ernteseegen eingethan wurde.

Es war an dem späten Sommerabend bereits Dämmerung eingetreten, als der Reisende den barbarischen Namen der Station in unverständlichem cornischem Accent ausrufen hörte. Der Zug, der fast eine Viertelmeile lang war, als er Paddington verließ, war auf wenige Wagen zusammengeschwunden, und diese waren größtentheils leer. Penjudah schien wirklich das Ende der Welt zu sein. Die vollkommene Ruhe des Platzes kam dem Obersten fast unheimlich vor, als er in dem schwachen, grauen Lichte des Abends auf dem Perron stand und neugierig umherblickte. Er fand sich tief im Herzen eines waldigen Thales, ohne ein Zeichen von Leben in der Nähe, mit Ausnahme der beiden Beamten, welche den Stab der Penjudah-Station bildeten. Es herrschte ein balsamischer Geruch von Fichten und ein sanftes Säuseln von Blättern, die der warme Westwind leicht bewegte. Selbst in Indien konnte er sich kaum einer

einsameren Scene erinnern.

Außerhalb der Station fand der Oberst einen ältlichen Mann ohne Livree mit einem hübschen Wagen und einem trefflichen Pferde.

Dies war Andrew Johns. Er nahm das Gepäck des Reisenden in Empfang, und wenige Minuten darauf befand sich der Oberst auf dem Wege nach Trewardell. Die Straße ging fortwährend bergauf und bergab, häufig durch bewaldetes Land. Was der Oberst in dem herrschenden Dämmerlichte von der Gegend sah, gefiel ihm ausnehmend gut, und er war froh, daß er das Anerbieten seines Freundes angenommen hatte.

Eine Fahrt von etwas über einer halben Stunde brachte sie in ein Thal, wo eine Kirche mit einem viereckigen Thurme stand — eine Kirche von ziemlicher Größe für eine Pfarrei, welche nur aus einem halben Dutzend Häusern bestand. Ganz in der Nähe der Kirche befanden sich die Thore von Trewardell. Sie standen offen, um den Fremden zu empfangen, und nach einer mehrfach gewundenen Fahrt durch eine schöne Anlage von Gebüsch erblickte der Oberst die erleuchteten Fenster eines langen, niedrigen Gebäudes mit weißen Wänden, das halb in Laub und Blumen versteckt lag.

Mrs. Johns und eine Hausmagd mit vollem, rundem Gesicht warteten in der Halle, und ein Stallknecht stand bereit, das Pferd in Empfang zu nehmen. Innen sah Alles

freundlich und heimisch aus. Die Zimmer waren geschmackvoll theils in modernem, theils in mittelalterlichem Style möblirt. Alles zeugte von einer Heiterkeit und Anmuth, wie sie der Oberst noch in keinem andern Hause wahrgenommen hatte. Es sah wie eine Wohnung aus, die ein Liebender für seine geliebte Braut eingerichtet hatte.

»Eine Frau muß schwer zu befriedigen gewesen sein, die sich hier nicht glücklich fühlte und noch dazu mit einem so guten Menschen wie Fred Hammersley,« sagte er zu sich selbst.

Ein ausgezeichnetes Diner war für ihn zubereitet, bei dem der gewandte Mr. Johns aufwartete. Der Oberst stellte ihm im Laufe des Mahls allerlei Fragen über die Nachbarschaft, auf welche Mr. Johns mit viel Verstand und Umsicht antwortete; er äußerte aber kein Wort über seinen abwesenden Gebieter und über das Leben, das derselbe während seiner kurzen Verheirathung geführt hatte.

Es war zehn Uhr, als Oberst Benyon sein Diner beendigt hatte, und da die Nacht warm und mondhell war, ging er hinaus, um die Gärten zu besehen und seine Cigarre zu rauchen.

Ueberall im Hause ließen sich Spuren der früheren Anwesenheit einer Frau wahrnehmen. Ueberall fanden sich Gegenstände, die ihr unverkennbar angehört hatten,



und es hatte den Anschein, als ob Alles ganz so bewahrt worden sei, wie es die Verrätherin verlassen hatte.

Diese Dinge schienen die Einbildungskraft des Obersten lebhaft in Anspruch zu nehmen. Er konnte die Frau nicht aus dem Sinne bringen. Es war gerade, als ob sie einen üblen Einfluß auf dem Schauplatz ihres Vergehens zurückgelassen hätte.

Er ging hinaus in die Gärten und wandelte länger als eine Stunde zwischen Blumenbeeten und in den dunkeln Pfaden der Gebüschanlagen umher. Das zur Umgebung von Trewardell gehörige Land war ziemlich ausgedehnt. Auf der einen Seite des Rasenplatzes befand sich ein See, auf der andern eine Gruppe von alten Platanen. Von da aus führte eine kurze Allee von Linden zu einer Wiese, die fast wie ein Park aussah. Die warme, weiche Nachtluft war mit den Düften der Rosen, Magnolien und Reseden geschwängert.

»Der Platz ist ein wahres Paradies,« sagte der Oberst, »aber ich wünschte, ich hätte nichts von der Geschichte Evas und der Schlange gehört.«

## **II. Kapitel.**

In den ersten vierzehn Tagen seines Aufenthalts in Trewardell waren die cornischen Erfahrungen des Obersten Benyon nur angenehmer Art. Das Wetter war

prachtvoll, und selbst die gewöhnlichen kurzen Regengüsse, die in dieser Gegend und Jahreszeit selten einen Tag fehlen, hatten während dieser Zeit aufgehört. Es gab innerhalb eines Tagesritts genug für ihn zu sehen — hier eine Schloßruine, dort einen Edelsitz, der unter den Merkwürdigkeiten des Westens berühmt war — und während dieser ersten beiden Wochen brachte der Oberst den größten Theil jedes Tages im Sattel oder auf langen Fußtouren zu.

Er war einigermaßen geneigt, zu vergessen, welche kurze Zeit vergangen war, seit er, fast aufgegeben von den Aerzten, in seinem indischen Bungalow gelegen hatte. Wahrscheinlich legte er in diesen ersten vierzehn Tagen den Grund zu der Krankheit, die ihn kurz darauf befiel. Die dritte Woche brachte ihn in den September, und er hatte in den ersten Tagen eine gute Feldhühnerjagd mit Andrew Johns als seinem Führer und Rathgeber. Drei Morgen nach einander verließen die beiden Männer bei Tagesanbruch, als der Thau noch schwer auf dem Boden lag, das Haus, und durchstreiften vor dem Frühstück meilenweit die Stoppel- und Turnipfelder. Am vierten Tage war der Oberst so angegriffen, daß er Mr. Johns sagte, er habe für jetzt genug. Das Jagdgehen war in seiner Art recht gut; aber in den Gliedern des Obersten meldeten sich ziehende Schmerzen und ein beständiges dumpfes Reißen in den Schultern, das ein Mann von vierzig Jahren selten weiter auszubilden wünscht. Auch

stellte sich an diesem vierten Septembertag ein seiner Regen ein, und Oberst Benyon war sehr froh, in dem freundlichen Wohnzimmer ein loderndes Feuer zu finden.

In seiner gezwungenen Unthätigkeit an diesem Tage verfolgte ihn der Gedanke an den Kummer seines Freundes und an die Sünde dieses Weibes lebhafter denn jemals. Jener junge Soldat, welcher an dem kalten Herbstmorgen auf dem Strand bei Blankenburg todt gefunden wurde, getödtet von einer Hand, die sich niemals zuvor erhoben hatte, um etwas Grausames zu thun — von der Hand eines edeln und einfachen Mannes. Ueber die Thatsache in Betreff der Betheiligung von Fred Hammersley an dieser Sache fühlte Oberst Benyon keinen Zweifel. Sein Freund hatte den Verführer getödtet. Er selbst würde unter ähnlichen Umständen ohne Bedenken dasselbe gethan haben. Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab. Er hatte die gestrigen Zeitungen gelesen und es war kein Unterhaltungsstoff mehr da, bis eine neue Post eintraf. Zu andrer Zeit würde ihm Mr. Hammersley's treffliche Bibliothek solchen Stoff zur Genüge geliefert haben; aber heute hatte er keine Stimmung für Bücher. Er vermochte seinen Geist nicht auf einen festen Gegenstand zu richten.

Der Tag kam ihm unendlich lang vor. Er war froh, als es dunkel wurde, und noch froher über die kleine Zerstreung, die ihm sein Diner um sieben Uhr gewährte, obschon er keinen Appetit hatte, sondern im Gegentheil

einen gänzlichen Ekel gegen alle Speisen und einen brennenden Durst.

»Es ist mir gerade so, wie beim Beginn meines Fiebers,« sagte er zu sich, ein wenig besorgt über diese Symptome und über die Schwere und Schmerzen in seinen Gliedern. »Gott verhüte, daß ich einen neuen Anfall bekomme!«

Andrew Johns war wegen Geschäften nach der nächsten Marktstadt gegangen, und Mrs. Johns hatte ihr seidenes Kleid und ihre beste Haube angethan, um den Obersten zu bedienen, da sie dieses heikle Geschäft der bäuerischen Magd nicht anzuvertrauen wagte.

»Die Mädchen, die man hierherum erhält, sind so roh,« sagte sie, »und diese eine ist nie zu etwas Anderem verwendet worden als im Kuhstall. Wir hatten ein ganzes Haus voll Diener, so lange Mr. Hammersley hier wohnte; aber seit er in's Ausland gegangen ist, findet sich kaum genug Arbeit für mich und ein Mädchen.«

Die Dame stieß einen tiefen Seufzer aus. Oberst Benyon merkte, daß sie zum Schwatzen aufgelegt war und daß es, wenn er geneigt wäre, über die Geschichte seines Freundes in diesem Hause etwas Näheres zu erfahren, keine große Mühe kosten würde, Mrs. Johns zum Sprechen zu bringen.

»Versuchen Sie eine von diesen rothen Seebarben, Sir. Ich habe sie mit meinen eigenen Händen hergerichtet. Es

ist eine Sauce, wie sie Mr. Hammersley liebte, der liebe, arme Gentleman.«

Hier kam ein neuer tiefer Seufzer, und die Dame machte sich anscheinend am Nebentisch zu schaffen, als ob sie gefragt zu werden wünschte.

»Sie scheinen Ihren Gebieter sehr geliebt zu haben,« sagte der Oberst.

»Wir wären nicht viel werth, wenn wir ihn nicht liebten,« erwiderte Mrs. Johns. »Er war ein so guter Herr, wie nur jemals einer gelebt hat, und wir haben ihn noch dazu von Jugend auf gekannt. Er pflegte seine Ferien zu Zeiten des alten Squires, Mr. Penrose, von dem Sie gewiß auch gehört haben, in Penrose zuzubringen. Andrew und ich waren seit zwanzig Jahren bei ihm bedienstet, er als Hausmeister, ich als Köchin. Mr. Hammersley war nur ein entfernter Verwandter von dem Squire, und Niemand dachte, daß er das ganze Vermögen erhalten würde, wie es der Fall war. Ich glaube, saß Mr. Penrose ihn lieb gewann, als er noch ein Knabe war. Ich kann Ihnen sagen, daß viele junge Neffen und Cousins sich Hoffnung auf sein Geld machten.«

»Hat Mr. Penrose jemals hier gewohnt?«

»Nein, Sir. Trewardell war der Wohnsitz seiner Mutter und wurde nach ihrem Tode geschlossen. Aber seit Mr. Hammersley in den Besitz trat, blieb die Abtei unbewohnt. Er mochte nicht dort leben. Sie sei kalt und

düster, sagte er, und gewann eine Vorliebe für diesen Ort, und verwandte auf die Herstellung desselben vor seiner Verheirathung große Geldsummen. Aber, Sir, Sie haben ja kaum einen Mund voll von diesen Seebarben gegessen. Wahrscheinlich lieben Sie die Sauce nicht.«

»Sie ist ausgezeichnet, meine liebe Mrs. Johns, aber ich habe diesen Abend wirklich keinen Appetit.«

»Und da ist ein gebratenes Huhn mit gedämpften Artischocken und ein Paar Wachteln, die Sie vorgestern geschossen. Ich hoffe, Sie werden etwas essen, Sir?«

»Es thut mir leid, daß ich Ihrer vortrefflichen Kochkunst keine Gerechtigkeit widerfahren lasse; aber ich kann wirklich keinen Bissen essen. Wenn Sie mir ein steifes Glas Branntwein und Wasser möglichst heiß bereiten wollen, so wird es mir, wie ich glaube, gut thun. Ich hatte ein schlimmes Fieber in Indien, und diesen Abend kommt es mir vor, als ob sich mein alter Feind wieder anmeldete.«

»Wünschen Sie nicht, daß Andrew, sobald er nach Hause kommt, zurückfahren soll, um den Arzt zu holen? Oder ich kann auch einen von den Leuten sogleich fortschicken.«

»In keinem Falle. Bitte, machen Sie keinen Kranken aus mir. Ich habe mich gestern auf der Jagd etwas zu sehr ermüdet; das ist Alles. Selbst für den Fall, daß es schlimmer werden sollte, habe ich Arzneien in meinem

Toilettenkästchen.«

Mrs. Johns mischte das heiße Getränk und beobachtete den Obersten mit einem ängstlichen Gesicht, während er trank. Dann überredete sie ihn, in das Wohnzimmer zurückzukehren, wo sie ihm einen Lehnstuhl ans Feuer rückte und eine Decke aus Tigerfell auf seine Kniee legte.

»Gehen Sie noch nicht so schnell fort, Mrs. Johns,« sagte er, nachdem er ihr für ihre Aufmerksamkeit gedankt hatte. »Ich höre Sie gern von meinem armen Freund Hammersley sprechen. Setzen Sie sich hierher ans Feuer; seien Sie eine gute Seele. So ist's recht. Es sieht ganz behaglich und häuslich aus, Sie so dort sitzen zu sehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie einsam ich mich den Tag über gefühlt habe, wie niedergeschlagen ich gewesen bin. Ich habe beständig an den armen Hammersley und seine Frau gedacht. Es ist unnütz, zu Ihrem Manne von ihnen zu sprechen. So oft ich es thue, zieht er in der undurchdringlichsten Weise die Lippen zusammen und ist sogleich stumm-«

»Ja, Sir, das sieht Andrew ganz gleich,« erwiderte die Haushälterin. »Er würde seinem Herrn die Hände unter die Füße legen, aber man kann ihn nie dazu bringen, von ihm oder von ihr, der armen Seele, zu sprechen.«

»Sie betrug sich so schlecht und verursachte so viel Unglück, daß ich mich fast wundern muß, daß Sie es über sich bringen können, sie zu bemitleiden,« sagte der

Oberst.

Die gute Frau seufzte wieder und schüttelte zweifelhaft das Haupt.

»Ich habe sie, wie Sie wissen, Sir, näher gekannt und deshalb konnte ich nicht so hart von ihr denken, als die übrige Welt. Sie war ein so edles, großherziges Geschöpf, daß Niemand je gedacht hätte, daß sie etwas so Schlimmes thun würde. Sie war nicht lange hier gewesen, als ich ausfindig machte, daß sich bei dieser Heirath alle Liebe nur auf einer Seite befand. Sie war sehr sanft und lebenswürdig in ihrem Benehmen gegen ihren Mann; aber sie liebte ihn nicht und hatte ihn nie geliebt und würde ihn nie geliebt haben, das war mir klar genug. Und sie war nicht glücklich. Er mochte, ihr zu gefallen, thun, was er wollte, glücklich konnte er sie nicht machen.«

»Bemerkte er, daß sie unglücklich war?« fragte der Oberst.

»Ich glaube nicht, daß er es bemerkte und deshalb traf es ihn wie ein Donnerschlag, als sie davonging. Er war so eifrig bestrebt, sie glücklich zu machen, daß er wahrscheinlich glaubte, sie sei es wirklich. Er war auch so stolz auf sie. Jedermann bewunderte sie. Man sagte, sie sei die lebenswürdigste Frau in der Grafschaft, obschon der Westen wegen seiner schönen Frauen berühmt ist, und sie war so geschickt, eine solche liebliche Sängerin. Es war sie, die alle die Bilder in



diesem Gemach und in der Halle gemalt hat. Mr. Hammersley wollte keine andern haben, als diejenigen, die sie gemalt hatte.

»Gehörte sie diesem Theile des Landes an?«

»O nein, Sir. Ihre Familie wohnt in Suffolk, wie ich sagen hörte. Ihr Vater war ein Oberst in der indischen Armee gewesen mit einer großen Anzahl Kindern, wie ich glaube, nicht in den besten Umständen. Deshalb war die Heirath für sie eine sehr günstige Sache. Wahrscheinlich hat sie nur ihren Freunden zu Gefallen geheirathet. Solche Dinge kommen heutzutage sehr häufig vor. Sie war stets sehr freundlich und leutselig gegen mich. Eines Tags, als ich über einen Sohn von mir — über mein einziges Kind, das jung starb — mit ihr sprach, sagte sie: »Ah, Mrs. Johns, ich habe auch meine Todten,« und ich bildete mir ein, sie spräche von einem Geliebten, den sie in früherer Zeit gehabt.«

»Ist Capitän Champney als Hammersley's Freund hierher gekommen?«

»Nein« Sir; er hat niemals dieses Haus betreten; sie muß ihn irgendwo draußen getroffen haben. Es war Sommerzeit und sehr schönes Wetter. Mr. Hammersley befand sich in London in Geschäften, die mit seinen Gütern in Verbindung standen. Er war höchstens eine Woche abwesend und er hatte gewünscht, sie möchte ihn begleiten; aber sie wollte nicht, da sie um diese Zeit nicht

recht wohl oder kräftig war. Sie hatte im Frühjahr ein schleichendes Nervenfieber gehabt, von dem sie sehr angegriffen wurde. Es war am Morgen nach der Abreise ihres Mannes — ich kann mich noch an Alles erinnern, als ob es gestern gewesen wäre — sie hatte im Dorfe und dessen Umgegend die Armen besucht und sie kam zu einem dieser Fenster herein, während ich in diesem Zimmer hier abstäubte. Ich werde sie niemals vergessen. Ihr Gesicht war so weiß wie ein Betttuch und sie trat mit seltsam schwankendem Gang herein, mit starren Blicken, bis sie in meine Nähe kam. Dann erschrak sie und sank in den nächsten Stuhl, halb ohnmächtig. Ich brachte ihr ein Glas Wasser und fragte sie, was sich zugetragen habe. »O, Mrs Johns,« sagte sie, »ich habe einen Geist gesehen.« Ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen. Während der ganzen übrigen Zeit des Tags blieb sie in ihrem Zimmer eingeschlossen. Am folgenden Tage kam ein Bote mit einem Briefe an sie und spät am Nachmittage kam derselbe Bote wieder mit einem zweiten Briefe an sie. Am nächsten Morgen kam ein dritter Brief und des Nachmittags ging sie aus. Sie trug ihren Gartenhut und ein leichtes Muslinkleid und sie nahm nichts mit sich. Ich wollte mein Leben zum Pfand setzen, daß sie, als sie das Haus verließ, keine Absicht hatte, davonzugehen; aber sie kehrte nicht mehr zurück.«

»Wurden die Beiden in dieser Umgegend beisammen gesehen?«

»Ja, ein junger Bursche begegnete der Mrs. Hammersley und einem fremden Gentleman in Farmer Goldmans Feld, über das ein kürzerer Weg nach der Station von Penjudah führt. Sie hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und weinte, als ob ihr Herz brechen wollte, sagte der Knabe, und der Gentleman sprach sehr ernstlich mit ihr. Der Junge drehte sich um und sah ihnen nach. Sie blieben stehen und sprachen mit einander, während Mrs. Hammersley fortwährend weinte. Es kam später heraus, daß Capitän Champney mehrere Tage in einem Gasthause zu Penjudah gewohnt und einen geschlossenen Wagen gemiethet hatte, welcher in der Nähe von Tewardell wartete und das Paar nach der Station brachte.«

»Wann erfuhr Hammersley, was sich zugetragen hatte?«

»Mein Mann telegraphirte an demselben Abend an ihn und er kam frühzeitig am nächsten Morgen zurück. Er war sehr ruhig. Ich habe niemals Jemand einen großen Schlag so ruhig ertragen sehen. Er lärmte und raste nicht, wie es andere Männer gethan hätten; sondern er saß den ganzen Tag in der Bibliothek, Briefe schreibend und Jeden anhörend, der etwas mitzutheilen hatte, während Andrew nach allen Richtungen Nachforschungen anstellte. Sobald Mr. Hammersley Alles vernommen hatte, was er an diesem Orte hören konnte, reiste er ab, vermuthlich den Beiden nach, und wir haben ihn seitdem

nicht mehr gesehen. Er schrieb bald darauf an Andrew, indem er ihn anwies, wie es mit dem Hause gehalten werden sollte u.s.w. und das war Alles.«

»Sie haben wahrscheinlich von Capitän Champney's Tod gehört?« sagte der Oberst.

»Ja,« antwortete Mrs. Johns, »wir haben davon gehört, daß er todt ist.«

»Und Sie haben ohne Zweifel auch von der gewaltsamen Art seines Todes gehört?«

»Wir haben etwas davon in den Zeitungen gelesen, aber nur wenig darauf geachtet,« sagte Mrs. Johns mit einer Miene, als ob sie keine Lust hätte, den Gegenstand weiter zu verfolgen.

Der Oberst bestand nicht darauf. Er selbst war über die Hand, die den Capitän getödtet, keinen Augenblick im Zweifel und er glaubte, daß Mrs. Johns seine Ueberzeugung in dieser Beziehung theilte.

»Haben Sie jemals gehört, was aus Mrs. Hammersley geworden ist?« fragte er darauf.

»Kein Wort, Sir. Das ist es, weshalb ich sie zuweilen gegen meinen Willen bedauern muß. Es ist eine harte Sache für sie, daß sie so verlassen dasteht, ohne eine Seele, die sich um sie kümmert, nachdem Derjenige, für den sie gesündigt, todt ist. Das arme, mißleitete Geschöpf mag vielleicht in Noth sein, vielleicht sogar ohne ein schützendes Obdach, während diese leeren Räume

aussehen, als ob sie die ganze Zeit über auf sie warteten. Es thut mir jedes mal weh, wenn ich an sie denke, oder einen der Gegenstände berühre, die ihr gehört hatten.«

»War es Hammersley's Wunsch, daß der Platz in demselben Stand gehalten werden soll, wie sie ihn verlassen hat?«

»Ja Sir; es war einer seiner Befehle, die er in seinem Briefe, ehe er England verließ, meinem Manne ertheilt hat.«

»Befindet sich kein Porträt von ihr irgendwo im Hause?«

»Nein, Sir. Es war zwar ein Bild, gemalt von irgend einem großen Künstler in London, von ihr vorhanden; aber ich habe es seit dem Tage nicht mehr gesehen, wo Mr. Hammersley zurückkehrte und fand, daß sie fort war. Ob er es vernichtet, oder irgendwo eingeschlossen hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß es, als ich am folgenden Morgen in dieses Zimmer kam, nicht mehr da war. Dort über ihrem Haupte befindet sich der leere Platz, wo es gehangen hatte.«

Der Oberst blickte empor. Ja, dort befand sich das leere Feld. Auf der andern Seite des Kamins hing ein Porträt seines Freundes.

Die Erzählung der Haushälterin hatte den Oberst so sehr interessirt, daß er dabei seine Schmerzen und seine Müdigkeit vergaß; aber jetzt, wo die stimmlirenden

Wirkungen von Branntwein und Wasser nachließen, fühlte er sich sehr unwohl.

»Es thut mir leid, daß ich hier bin,« sagte er mit einem Seufzer, »denn ich fürchte, daß ich sehr unwohl werden möchte. Nicht wahr, das würde eine harte Sache für Sie und Ihren Mann sein, die nicht im Vertrag steht? Mein Freund hat mir sein Haus zur Verfügung gestellt, damit ich gesund, nicht daß ich krank darin werde.«

Mrs. Johns that ihr Bestes, um ihn zu trösten und mit der Versicherung aufzuheitern, daß seine Symptome nur auf eine Erkältung und auf eine, leichte Ermüdung hindeuteten.

»Eine Erkältung ist bei meinem Zustand immer eine bedenkliche Sache, meine gute Seele,« sagte der Oberst, »und ich war ein Thor, daß ich durch diese langen Jagdgänge über nasse Felder mich zu sehr angestrengt habe. Der Arzt, der mich nach England geschickt hat, gab mir allerlei Lehren über das, was ich thun und unterlassen sollte; ich habe ihnen aber leider wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich will indeß sogleich zu Bett gehen, eine Dose von der Arznei des Doktors nehmen und mich in eine Decke hüllen. Vielleicht bin ich morgen wieder ganz wohl. Sollte es aber schlimmer sein, so werden Sie gut daran thun, nach Plymouth zu telegraphiren, um einen tüchtigen Arzt hierher zu rufen. Geben Sie mich nicht in die Hände eines Dorfarztes.«

Mrs. Johns versprach, diesen Weisungen zu gehorchen, noch immer behauptend, daß der Oberst am folgenden Morgen besser sein würde und dann eilte sie fort, um ein tüchtiges Feuer in seinem Schlafzimmer anzünden zu lassen.

### **III. Kapitel.**

Die Unglücksprophezeihung des Obersten ging nur zu genau in Erfüllung. Der nächste Morgen fand ihn in einem hitzigen Fieber, mit belegter Zunge, blutunterlaufenen Augen, einem galoppirenden Puls und reißenden Schmerzen in den Gliedern. Es war keine Ansteckung, keine Dorfepidemie. Der Oberst hatte sich nach seiner eigenen Aeußerung einfach »verdorben.«

Mrs. Johns glaubte, daß dies der Beginn eines rheumatischen Fiebers sei; aber sie behielt ihren zuversichtlichen Ton dem Kranken gegenüber noch immer bei, während sie der Ankunft des Arztes von Plymouth ängstlich entgegensah.

Er kam erst bei Sonnenuntergang wo der Oberst schlimmer war. Nachdem er seinen Patienten genau untersucht und Mrs. Johns über dessen Vergangenheit befragt hatte, setzte er sich nieder, um ein Recept zu schreiben.

»Es ist weniger eine Frage der Arznei als der Pflege,«

sagte er. »Sie haben wahrscheinlich noch keinen Arzt aus der Nachbarschaft gerufen?«

»Nein, Sir. Oberst Benyon hat mich gebeten, keinen dieser Art zu rufen; sonst hätte ich sogleich nach Mr. Borlase geschickt.«

»Kümmern Sie sich nicht darum, was der Oberst sagt. Lassen Sie durch Ihren Mann Mr. Borlase rufen und dieses Recept anfertigen. Er kann Borlase ersuchen, mit ihm hierher zu kommen und mit mir zu sprechen. Oder warten Sie; es wird kaum Zeit dazu sein. Ich kann auf dem Rückweg nach der Station bei Mr. Borlase versprechen und ihm die Sache erklären. Er wird den Fall für mich überwachen.«

»Sie werden ihn aber doch wieder besuchen, Sir?«

»Ganz bestimmt. Heute ist Freitag. Ich werde am Montag mit demselben Zuge wiederkommen. Der Fall ist ein sehr kritischer.«

»Sie glauben doch nicht, daß Gefahr vorhanden ist?«

»Keine unmittelbare Gefahr, aber die Constitution des Patienten ist durch Anstrengung und Krankheit in Indien untergraben und er ist kein gutes Subjekt für ein rheumatisches Fieber. Ich werde indeß erst am Montag im Stande sein, mehr zu sagen. Mittler Weile ist gute Pflege die Hauptsache. Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn ich Ihnen eine geübte Wärterin sende.«

Mrs. Johns behauptete, daß sie im Stande sei, den



Oberst selbst zu pflegen; aber der Arzt schüttelte den Kopf.

»Meine gute Frau,« sagte er, »Sie haben Ihren Haushalt zu besorgen und dieser arme Mensch bedarf einer beständigen Beaufsichtigung. Wir müssen bei einem solchen Falle auf den Eintritt von Delirium gefaßt sein. Sie und Ihr Mann müssen in dieser Nacht bei ihm wachen und morgen früh werde ich Ihnen eine verlässige Person senden.«

Mit diesem Versprechen stieg er in den Wagen und fuhr nach Penjudah zurück, wo er eine kurze Unterredung mit Mr, Borlase hatte.

»Ich werde morgen früh eine Wärterin von Plymouth senden,« sagte der Arzt. »Wahrscheinlich wird sich hierherum keine solche finden, auf die man sich in einem solchen Falle verlassen kann.«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Mr. Borlase. »Es ist zwar eine Person da, mit der ich in der letzten Zeit unter meinen armen Patienten viel zu thun hatte, und, wenn sie sich nur dazu bestimmen ließe, den Dienst zu übernehmen, so würden Sie in ihr einen wahren Schatz finden; ob sie aber eine reiche Person als bezahlte Wärterin pflegen würde, vermag ich nicht zu sagen. Sie hat bisher nur die Armen gewartet und sie thut es offenbar als ein mildthätiges Werk. Aus ihrer Kleidung und ihrem Benehmen schliesse ich, daß sie irgend einer

religiösen Gemeinde angehört, nicht gerade einer katholischen aber einer solchen, die ihr nahe stehn.«

»Wer ist sie?«

»Eine Mrs. Chapman — eine Wittve, die, wie ich vermuthete, selbst arm ist, denn sie hat eine sehr ärmliche Wohnung am andern Ende des Städtchens. Sie nimmt von Niemandem Bezahlung an und sie pflegt überhaupt nur eine Klasse die gar nicht bezahlen kann. Sie ist eine junge Frau von gebrechlichem Aussehen, aber sehr hübsch. Dabei ist sie die beste Wärterin, die ich jemals getroffen habe.«

»Ich glaube nicht, daß der Oberst gegen ihre Jugend und Schönheit etwas einwenden wird,« sagte der Arzt lachend. »Eine solche Person ist in einem Krankenzimmer weit angenehmer, als irgend eine alte Hexe. Kennen Sie diese Mrs. Chapman schon lange?«

»Nicht sehr lange. Sie ist erst seit drei Monaten hier; aber ich habe in dieser Zeit viel von ihr gesehen und ich kann für ihre Geduld und Hingebung haften.«

»Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, bis mein Zug abgeht. Ich will hinunter fahren und mir dieses Muster von Ihnen ansehen.«

»Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen gefallen wird, aber ich zweifle sehr, ob es Ihnen gelingt, sie zu dem zu bringen, was wir wünschen,« sagte Mr- Borlase.

»Das wollen wir sehen,« antwortete der Arzt, der mehr

Vertrauen auf seine eigene Ueberredungsgabe setzte. »Sie sagen, die Frau sei arm. Wenn dies der Fall ist, so wird sie gewiß ein vortheilhaftes Anerbieten nicht ablehnen. Gute Nacht, Borlase. Vergessen Sie nicht, morgen in aller Frühe nach Trewardell zu gehen.«

Mit dieser Empfehlung fuhr der Arzt hinweg, die Straße hinunter nach der kleinen, ärmlichen Vorstadt. Aus seine Nachfrage wurde er dort in das letzte Häuschen und hier in ein kleines Wohnzimmer gewiesen, das ihn durch seine ungemaine Sauberkeit und Nettigkeit nicht wenig überraschte. Das Zimmer war durch ein einziges Licht schwach beleuchtet und bei demselben saß eine Frau mit Lesen beschäftigt — ein schlankes, gebrechliches Geschöpf in einem schwarzen Kleide und einer weißen Haube von besonderer Gestalt, die fast jede Spur von ihrem Haar verbarg und ihrem blassen, dünnen Gesicht ein nonnenartiges Aussehen gab.

Der Arzt fühlte sogleich, daß dies keine gewöhnliche Wärterin sei, der er ein Geldanerbieten machen konnte.

Er theilte ihr den Zweck seines Besuchs mit, sagte ihr, was er von Mr. Borlase gehört, und wie sehr er wünsche, ihre Dienste für einen Gentleman zu erlangen, welcher gefährlich krank sei.

»Es ist ganz unmöglich,« sagte sie mit einer wohlklingenden, festen Stimme. »Ich pflege nur die Armen.«

»Sie gehören wahrscheinlich einem Schwesterorden an?« fragte der Arzt.

»Nein, ich gehöre keinem Schwesterorden an,« antwortete sie mit einem Tone, in welchem Bitterkeit und Schmerz mit einander gemischt waren. »Ich stehe ganz allein in der Welt.«

»Entschuldigen Sie mich; nach Ihrem Anzuge dachte ich, Sie seien ein Mitglied eines jener Orden, die heutzutage so häufig sind.«

»Nein, Sir, es ist ein einfacher Anzug, der für meine Umstände paßt und dies ist der einzige Grund, warum ich ihn trage. Ich habe mir die Richtschnur für meine Pflichten vorgezeichnet und suche ihr zu folgen.«

»Ich wundere mich nur, daß Sie einen so obskuren Platz wie Penjudah als Feld für Ihr wohlthätiges Wirken gewählt haben. Haben Sie in diesem Theile des Landes Ihre Heimath?«

»Nein. Der Ort ist ruhig und ich kann hier wohlfeil leben. Bis jetzt habe ich stets genug Arbeit gefunden.«

»Die Beschäftigung, die Sie gewählt haben, ist eine sehr edle und das damit verbundene Opfer verdient bei einer so jungen Frau alle Bewunderung.«

»Sie ist kein Opfer für mich,« antwortete sie in entschiedenem Tone und der Arzt fühlte, daß er kein Recht habe, weitere Fragen zu stellen.

Dagegen vertrat er sein Anliegen mit so großer

Wärme, daß Mrs. Chapman fast geneigt schien, nachzugeben.

»Sie räumen ein, daß Sie gegenwärtig keine dringende Beschäftigung in Penjudah haben,« sagte er im Laufe des Gesprächs, »und ich kann Ihnen versichern, daß Sie einen wirklichen Art der Wohlthätigkeit ausüben, wenn Sie sich dieses armen Gentleman in Trewardell annehmen.«

Es war das erstemal, daß er den Namen des Platzes genannt hatte.

»Zu Trewardell, sagen Sie?« fragte Mrs. Chapman.

»Ja. Es ist das Haus eines Gentleman, sieben Meilen von hier, ein reizender Platz. Dieser Oberst Benyon ist ein Freund des Besitzers, der seit einigen Jahren im Ausland lebt. Bitte, überlegen Sie sich die Sache und dehnen Sie Ihr barmherziges Wirken auch auf diesen armen Menschen aus, Mrs. Chapman. Bedenken Sie, daß es ein ganz anderer Fall ist, als wenn er sich im Schooße seiner Familie befände. Er ist ganz allein, in der Gegend vollkommen fremd und hat Niemand als Dienstboten an seiner Seite. Ich könnte natürlich eine Wärterin aus Plymouth senden, wie ich Anfangs auch beabsichtigt hatte; aber nach dem, was mir Mr. Borlase gesagt hat, habe ich mein Herz darauf gesetzt, Sie zu erhalten.«

»Mr. Borlase ist sehr gütig. Ich werde kommen.«

Er hatte erwartet, sie am Ende doch noch zu überreden, aber nicht erwartet, daß sie so schnell nachgeben würde.

»Sie willigen ein! Das ist herrlich und erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie in Betreff der Vergütung ganz Ihre eigenen Bedingungen stellen dürfen.«

Bitte, sprechen Sie nicht davon. Ich kann keine Bezahlung für meine Dienste nehmen. Ich werde zu Oberst Benyon gehen wie zum ärmsten Patienten in Penjudah.«

»Thun Sie, wie es Ihnen beliebt, nur kommen Sie und je früher, desto besser.«

»Ich kann sogleich kommen, noch an diesem Abend, wenn Sie es wünschen.«

»Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie dies wollten. Ich fahre jetzt nach der Station und werde Ihnen sofort den Wagen senden, damit er Sie nach Trewardell zurückbringt.«

»Nach Trewardell zurück!« wiederholte Mrs. Chapman, als ob etwas Besonderes darin liege.

Der Arzt hatte zu große Eile, um das Eigenthümliche in ihrem Tone zu bemerken. Er fürchtete, den Zug zu versäumen und eilte nach seinem Wagen.

#### **IV. Kapitel.**

Oberst Benyon befand sich in einer schlimmen Lage. Wieder wie in seinem indischen Bungalow nahm ihn der grimme Tod als sein Eigenthum in Anspruch; wieder

flackerte die Lebenslampe nur noch schwach und eine Zeit lang lag der Kranke in einem Lande, wo Alles Finsterniß war, wo er Niemanden kannte, sich an nichts erinnerte und sein ruheloser Schlummer von Fieberphantasien gestört wurde. Während dieses ganzen Monats September kam Mr. Borlase täglich zweimal und der Arzt von Plymouth wöchentlich dreimal nach Treadwell. Sie waren stolz auf ihren endlichen Sieg, als Herbert Benyon außer Gefahr erklärt werden konnte. Sie erkannten auch beide den großen Antheil an, der Mrs. Chapman an diesem Siege zukam.

Sie war bei Tag und Nacht unermüdlich in Arbeiten und Wachen gewesen und hatte mit einer Geduld und Hingebung ausgeharrt, die keine Grenzen kannte. Keine andere Hand als die ihrige hatte dem Obersten die Arznei gereicht, kein anderes Auge als die ihrigen hatte in der nächtlichen Stille über ihm gemacht. Es war ganz vergebens, daß Mr. Borlase und Mrs. Johns in sie gedrungen waren, Beistand anzunehmen, besonders aber sich zuweilen bei ihren Nachtwachen ablösen zu lassen. In diesem Punkte war sie unerbittlich. Wenn sie schlief, so richtete sie es so ein, daß der Schlaf ihre Pflichten nicht beeinträchtigte. Zuweilen am Abend, wenn es draußen fast dunkel war, machte sie einen einsamen Gang durch die Gärten. Dies war ihre einzige Erholung. So sanft und freundlich sie einer Seits in ihrem Benehmen war, so unnahbar zeigte sie sich auf der andern Seite und

sie wußte selbst die etwas herrische Mrs. Johns von sich fern zu halten, was diese Matrone nicht wenig verdroß.

»Sie ist trotz ihres sanften, ruhigen Wesens stolz wie Lucifer,« sagte Mrs. Johns zu ihrem Manne. »Ich habe ja ihre Stimme kaum ein halbes dutzendmal gehört, seit sie hier ist und ich kann nicht sagen, daß ich ihr Gesicht gehörig gesehen habe, so überschattet es der schwarze Hut, den sie trägt. Ich hasse dieses papistische Wesen.«

Der Hut, welcher das Mißfallen der Mrs. Johns erregte, hatte allerdings ein etwas klösterliches Aussehen und diente dazu, das blasse liebliche Gesicht der Wärterin weit mehr zu verbergen, als die Haube, in der sie Dr. Matson zuerst gesehen hatte. Der Arzt bemerkte zwar den Wechsel der Kopfbedeckung, als er nach Trewardell kam; betrachtete ihn aber nur als einen Theil ihrer harmlosen Excentricität, welche man dieser barmherzigen Laienschwester recht wohl nachsehen konnte.

Endlich kam die Zeit, wo Herbert Benyon aus der langen Nacht von Leiden und Delirium zu einem schwachen Interesse für die Außenwelt erwachte. Er war indeß nicht immer bewußtlos gewesen. Er wußte, daß während seiner ganzen Krankheit Tag und Nacht eine schlanke, schwarzgekleidete Gestalt an seinem Bette gesessen, oder mit leisem Tritte in seinem Zimmer herumgeschwebt war; er wußte, daß die sanfte Hand eines Weibes ihn mit unermüdlicher Sorgfalt gewartet hatte; er wußte, daß ein liebliches, bleiches Gesicht bei



dem schwachen Lampenlicht mit unaussprechlichem Mitleid auf ihn niedergeblickt hatte; aber er hatte seltsame Einbildungen in Bezug auf diese sanfte Pflegerin. Zuweilen war es eine Schwester, die er sehr geliebt und in früher Jugend verloren hatte; zuweilen war es Lady Julia Dorsay. Daß sie keiner von diesen glich, machte in seinen Phantasien keinen Unterschied.

Dies war aber jetzt vorüber. Er wußte, daß er sich zu Trewardell befand und daß diese schwarzgekleidete Frau ihm fremd war.

Es war an einem Sonntage, einem milden Oktobertage, gegen Sonnenuntergang, als er sich zum erstenmale im Stande fühlte, zu seiner geduldigen Wärterin zu sprechen. Ein großes, hohes Fenster in seinem Zimmer ging nach Westen und er sah den Abendhimmel mit einem warmen rosigen Lichte durch dasselbe und hörte die Kirchenglocken zum Abendgottesdienst läuten.

Mrs. Chapman saß am Fenster und las, ihren Hut zurückgeworfen und ihr dunkelbraunes Haar nur durch ihre Haube verhüllt. Sie trug nicht immer den Hut, obschon sie Mrs. Johns niemals ohne denselben gesehen hatte. Sie hatte die Gewohnheit ihn zuweilen abzulegen.

Der Oberst lag ganz bewegungslos da, den Himmel und die ruhige Gestalt am Fenster betrachtend, neugierig, wer diese Frau wohl sein möchte. Ihr Profil hob sich deutlich gegen das sanfte Licht ab, wie sie dort saß, ohne

zu wissen, daß er sie beobachtete und Herbert Benyon dachte, daß er niemals ein lieblicheres Gesicht gesehen habe.

Es war eine vergeistigte Schönheit, geläutert durch einen großen Schmerz, wie der Oberst dachte. Die Frische und Blüthe der Jugend waren verschwunden, obschon die Frau offenbar jung war; aber mit dem Verlust dieser hatte sie an Reiz im Ausdruck gewonnen. Es war ein Gesicht, das Einem zu Herzen ging.

Als sie jetzt hörte, daß sich ihr Patient bewegte, verließ sie das Fenster und trat an das Bett. Er sah, daß ihre Augen dunkelgrau und groß waren und daß ein kummervoller Ausdruck darin lag.

»Ich wußte nicht, daß Sie erwacht seien,« sagte sie sanft. »Lassen Sie mich Ihre Kissen etwas zurecht legen und dann will ich Ihnen Thee bringen.«

Es war eine Stimme, die er in allen seinen verworrenen Träumen gehört zu haben glaubte. Sie beugte sich über ihn, die Kissen mit geschickter Hand in einem Augenblicke zurecht legend.

»Wie gut sind Sie die ganze Zeit über gegen mich gewesen!« sagte er. Dieses waren die ersten verständigen Worte, die er gegen sie ausgesprochen hatte.

Die Ueberraschung überwältigte sie einiger Maßen. Thränen kamen plötzlich in ihre Augen und sie wandte sich ab, um sie zu verbergen.

»Dank Gott!« rief sie inbrünstig aus, »Dank Gott!«

»Für was?« fragte der Oberst.

»Daß Sie viel besser sind.«

»Ich war also wahrscheinlich sehr krank?«

»Ja, Sie waren sehr krank.«

»In meinem Kopf, nicht wahr? Ja, ich weiß, ich dachte, ich sei in Indien und glaubte die Schakals draußen schreien zu hören. Und in Wirklichkeit bin ich in Cornwall in Hammersley's Haus — armer Hammersley! — und Sie haben mich gepflegt; ich weiß aber nicht, wie lange. Sie sehen, ich bin jetzt ganz vernünftig. Ich dachte einmal, Sie wären meine Schwester, ein Mädchen, das vor zwanzig Jahren gestorben ist.«

»Ja Sie sind viel besser; ich bitte aber, sprechen Sie nicht. Sie sind noch immer sehr schwach und der Arzt würde mir zürnen, daß ich Sie so viel sprechen lasse.«

»Gut, ich will so ruhig sein wie ein Lamm. Ich bin auch wirklich nicht im Stande, Ihnen ungehorsam zu sein. Nur eine Frage möchte ich Ihnen stellen.«

»Eine Frage will ich gern beantworten, wenn ich kann.«

»Welchem gütigen Einfluß habe ich Ihre Pflege zu verdanken? Welche Laune des Glücks hat einen solchen helfenden Engel an mein Krankenbett geführt?«

»Ich bin hier, um ein Werk der Barmherzigkeit zu üben,« antwortete sie ruhig. »Ich bin eine Wärterin von

Beruf.«

»Aber Sie sind eine Dame,« rief er überrascht.

»Das ist doch kein Hinderniß, daß ich die Kranken pflege.«

»So wollen Sie also nicht sagen, daß Sie eine Spitalwärterin — eine Person sind, die Jeder miethen kann, der ihrer Dienste bedarf.«

»Sie stellen mehr als eine Frage. Nein, ich bin keine Spitalwärterin, auch nehme ich keine Bezahlung für meine Dienste.«

»Ich habe es mir gedacht,« murmelte der Oberst mit einem erleichterten Seufzer.

Es würde ihn tief betrübt haben, wenn er entdeckt hätte, daß die geduldige Pflegerin, die er bald für seine verstorbene Schwester, bald für seine falsche Geliebte gehalten, nichts als ein Miethling sei.

»Ich wünschte irgend etwas Nützliches in der Welt zu thun, da ich ganz allein bin und ich wählte die Pflege der armen Kranken.«

»Und haben Sie sich schon lange diesem guten Werke gewidmet?«

»Nicht sehr lange; aber Sie dürfen nicht weiter reden. Ich muß dies bestimmt verbieten.«

Nur mit Widerstreben unterwarf sich der Oberst. Er hätte gerne Alles über diese Frau wissen mögen — über diesen helfenden Engel, wie er sie bei sich selbst nannte.

Betsy Jane, die Hausmagd mit dem fetten Gesicht, brachte den Thee.

Mrs. Johns hatte es in der letzten Zeit ganz vermieden, das Krankenzimmer zu betreten, weil sie sich durch die Zurückhaltung der Wärterin beleidigt fühlte. Der Oberst bedürfe ihrer nicht, sagte sie; er habe ja diese feine Dame mit der papistischen Kopfbedeckung.

Mrs. Chapman ordnete das Theegeschirr auf dem Tische neben dem Bette.

»Sie haben ja Ihre eigene Tasse vergessen,« sagte der Oberst, während sie seinen Thee einschenkte.

»Ich werde meinen Thee nachher trinken,« sagte sie.

»Sie müssen ihn jetzt mit mir trinken, oder ich werde gar keinen trinken.«

Sie willfahrte ihm, da sie es nicht für passend hielt, wegen einer solchen Kleinigkeit mit ihm zu streiten. Sie brachte ihre Tasse und setzte sich dahin, wo er es wünschte. Er sah sie sehr oft an, während er seinen Thee trank, voll Neugierde darüber, welches wohl ihr vergangenes Leben gewesen sei. Er hätte die Welt darum gegeben, sie noch weiter zu befragen; aber das war ihm untersagt, abgesehen von der Unschicklichkeit solcher Fragen. Er begnügte sich also damit, sie mit träumerischen Augen zu betrachten, während er allerlei mäßige Vermuthungen über sie und ihr Leben anstellte.

Der Patient hatte sich wesentlich gebessert und die

Aerzte waren ungemein erfreut darüber; aber s ein Fortschritt war selbst jetzt noch sehr langsam. Er lag vier Wochen lang fast so hilflos wie ein Kind da, Tag und Nacht von Mrs. Chapman gewartet. Ihre Beihilfe war ein junger Mensch aus dem Stalle, welcher die Dienste eines Kammerdieners verrichtete, zu denen er viel Geschick an den Tag legte. Wie er diese traurige Zeit ohne Mrs. Chapmans Pflege und Gesellschaft ausgehalten hätte, konnte sich Herbert Benyon nicht denken. Sie heiterte die düstere Einsamkeit des Krankenzimmers auf und erleichterte seine Bürde mehr als Worte zu sagen vermochten und doch war sie keineswegs das, was man eine lebhaft Person zu nennen pflegt. In der That konnte sich der Oberst nach einem mehrwöchentlichen steten Verkehr nicht erinnern, daß er sie jemals lächeln gesehen. Aber ihre Gegenwart übte einen Einfluß auf ihn aus, welcher besser war, als alltägliche Fröhlichkeit. Sie las ihm vor und ihre liebliche Stimme klang wie Musik. Sie unterhielt sich mit ihm und jedes ihrer Worte trug dazu bei, den Reichthum eines hochgebildeten Geistes zu entwickeln. Mit einer solchen Gesellschafterin konnte das Leben, selbst in einem Krankenzimmer nicht lästig werden.

In den vier Wochen des ersten Studiums seiner Genesung hatte Oberst Benyon vielfache Versuche gemacht, die Geschichte seiner Wärterin kennen zu lernen; aber seine Bemühungen blieben ganz ohne Erfolg.

»Meine Geschichte ist einfach genug,« erklärte sie ihm einmal, als er die Vermuthung aussprach, daß in ihrem Leben irgend ein Roman liege. »Ich habe Alles verloren, was ich jemals geliebt hatte, und ich bin genöthigt, mich für Fremde zu interessiren.«

»Sie sind für eine Wittve noch sehr jung,« sagte der Oberst. »Waren Sie lange verheirathet als Mr. Chapman starb?«

Ein plötzlicher Ausdruck von Schmerz kam in ihr Gesicht.

»Nicht sehr lange. Bitte, fragen Sie mich nicht, um die Erinnerung an mein vergangenes Leben zurückzurufen. Meine Geschichte ist die Geschichte der Todten.«

Nach dieser Erklärung konnte er seine Neugierde nicht wohl weiter treiben. Der Wunsch, mehr zu erfahren, ließ ihm aber keine Ruhe. In der Stille der Nacht lag er wachend da, zu sich sprechend: »Wer mag wohl dieser Chapman gewesen sein, daß er seine Frau in einer so verlassenen Lage zurückließ? und was kann aus ihren eigenen Verwandten geworden sein? Ich wollte meine Aussicht auf Beförderung verwetten, daß sie eine Dame von Geburt ist; aber wie kommt eine Dame dazu, einen solchen überspannten Plan wie diese Krankenpflege auszuführen?«

Sobald der Oberst kräftig genug war, um von seinem Bette nach dem Sopha zu wanken, schlug Dr. Matson

einen Wohnungswechsel vor.

»Sie müssen in die Nähe der See gehen,« sagte er.  
»Dieses blühende Thal ist in seiner Weise ganz gut und Sie stehen allerdings auch hier unter dem wenn auch etwas entfernten Einfluß der Seeluft. Ich wünschte Sie aber irgendwo ganz nahe am Ufer des atlantischen Oceans unterzubringen. Es befindet sich zu Penjudah ein anständiges Wirthshaus, das ganz in der Nähe der See, fast auf dem Strand erbaut ist. Ich kann Ihnen den Platz und die Leute, die ihn halten, empfehlen. Sie werden dort gut aufgehoben sein und ich glaube, daß die Uebersiedelung dahin Ihrer Gesundheit zuträglich sein wird.«

Der Oberst seufzte.

»Ich bin nicht kräftig genug, um von einem Zimmer in das andere gebracht zu werden,« sagte er.

»Ganz recht. Es ist natürlich ein guter Theil von Schwäche vorhanden; aber die Veränderung würde Ihnen sehr gut bekommen. Wir müssen eben irgend eine Vorrichtung ausdenken, um Sie in liegender Stellung tragen zu können. Mrs. Chapman wird Sie natürlich begleiten.«

Das Gesicht des Obersten heiterte sich auf.

»Würden Sie mitgehen?« fragte er« seine Wärterin anblickend.

»Natürlich wird sie gehen. Sie ist noch keineswegs mit



Ihnen fertig. Ich kann Ihnen versichern, Oberst Benyon, daß noch einige Zeit hingehen wird, bis Sie unsern Händen entschlüpfen,« sagte Dr. Matson in scherzhaftem Tone.

»Ich wünsche es gar nicht; ich bin ganz zufrieden, auf der Krankenliste zu bleiben,« erwiderte der Oberst, seine Wärterin und nicht seinen Arzt anblickend.

Dr. Matson bemerkte den Blick.

»Ei, ei!« sagte er zu sich, »springt die Katze so? Die Freunde des Obersten werden es mir nicht Dank wissen, daß ich ihm eine so gute Wärterin verschafft habe, wenn er damit endigt, sie zu heirathen. Dieser Blick war sehr verdächtig.«

Der Arzt setzte seinen Willen durch. Das erste Gasthaus zu Penjudah war in dieser späten Zeit des Jahres vollkommen leer und die besten, auf die See hinausgehenden Zimmer standen dem Obersten zur Verfügung. So verließ er an einem schönen Morgen zu Anfang November, wo in diesem Lande das rothe Laub noch immer an den Bäumen hing, Tewardell, das für ihn kein glücklicher Platz gewesen war.

Selbst an diesem letzten Morgen erhaschte die geschäftige Mrs. Johns kaum einen Blick von dem Gesichte der Wärterin; aber gerade im letzten Augenblicke, als der Oberst in dem Wagen gehörig versorgt und untergebracht war, drehte sich Mrs.

Chapman um und hielt der Haushalterin die Hand hin. Sie hatte ihren Schleier, einen dicken, schwarzen Schleier heruntergelassen und trug einen schwarzen geschlossenen Hut von einiger Maßen veralteter Mode.

»Leben Sie wohl,« sagte sie mit ihrer leisem klagenden Stimme. »Dies ist das letzte mal, daß ich Trewardell sehe. Ich möchte Ihnen, ehe ich gehe, gerne die Hand bieten.«

Es lag etwas fast wie Demuth in ihrem Tone. Die Haushälterin nahm zuerst eine ziemlich steife Haltung an; aber im nächsten Augenblicke gewann ihre Gutmüthigkeit die Oberhand über ihre Empfindlichkeit und sie ergriff die dargebotene Hand.

»Sie können überzeugt sein, Madame,« sagte sie, »daß ich keinen Groll gegen Sie hege, obschon Sie sich so sehr für sich gehalten haben, als ob andere Leute nicht gut genug für Sie wären und wenn Sie einmal an einem schönen Nachmittag von Penjudah einen Spaziergang hierher machen wollen, um eine Tasse Thee mit mir zu trinken, so sind Sie herzlich willkommen.«

»Sie sind sehr gütig, aber ich fühle, daß ich Trewardell nie mehr sehen werde. Darf ich eine von diesen Spätrosen pflücken? Ich danke, ich möchte eine mit mir nehmen.«

Sie ging zu einem Rosenbäumchen auf dem Rasenplatze und pflückte eine einsame Theerose, eine blaßgelbe, melancholische Blume, wie der Oberst dachte, als sie mit dieser Rose in der Hand ihren Sitz im Wagen

neben ihm einnahm.

»Ich sehe Sie nicht gerne mit dieser blaßgelben Blume,« sagte er; »sie erinnert mich an die Goldwurz und sie scheint mir ein Symbol des Todes zu sein. Ich würde es lieber sehen wenn Sie diesen häßlichen schwarzen Hut ablegten und mit einem Kranz von hellrothen Rosen gekrönt würden, dem Sinnbild der verjüngten Jugend und Hoffnung.«

Sie sah ihn mit ernstesten traurigen Augen an.

»Ich bin mit der Jugend fertig,« sagte sie, »und auch mit der Hoffnung, ausgenommen —«

»Ausgenommen, was?« fragte er eifrig.

»Ausgenommen mit einer Hoffnung, über die ich nicht gerne spreche — mit der Hoffnung auf etwas jenseits der Erde.«

Darauf schwieg der Oberst. Es lag etwas in diesen ersten Worten das wie ein Tadel lautete.

Mrs. Johns stand unter der Thüre und sah mit gedankenvollem Gesicht den Wagen wegfahren. »Was lag so eben in ihrer Stimme, das mich schaudern machte?« sagte sie zu sich.

## V. Kapitel.

Oberst Benyon war verliebt. Dieser strenge, abgehärtete Soldat, der sich seit fünfzehn Jahren gerühmt hatte, daß

er frei von irgend etwas sei, was sich nur im Entferntesten dem Zustande näherte, den er »Verschlossenheit« nannte, erwachte jetzt zum Bewußtsein daß er ein ausgemachter Thor und daß er, wenn er diese Frau, von der er so viel wie nichts wußte, nicht zum Weibe erhalten konnte, ein verlorener Mann sei. Daß er in die Außenwelt, daß er nach Indien zurückkehren und das Leben ohne sie wieder beginnen könne, schien ihm jetzt unmöglich. Seine Welt hatte sich ganz in das Krankenzimmer verengt, wo sie ihm Wärterin und alleinige Gesellschafterin war. Alle Stimmen der Erde schienen in diese eine zarte musikalische Stimme verschmolzen, die ihm vorlas, oder in den langen ruhigen Abenden mit ihm plauderte. Bis jetzt hatte er kaum die Bedeutung einer weiblichen Gesellschaft gekannt. Niemals hatte er in einer so engen Vertraulichkeit mit Irgendjemand, selbst nicht mit einem männlichem Freund gelebt. Jetzt aber blickte er auf sein hartes Alltagsleben auf die conventionelle Gesellschaft, auf die einförmigen Vergnügungen zurück und wunderte sich, daß er so viele Jahre lang eine so öde, traurige Existenz ertragen hatte. Er liebte sie. Seit langer Zeit hatte er gegen diese Thorheit, wenn es eine solche war, gekämpft; aber sein Kampf war fruchtlos geblieben. Er liebte sie. Sie und keine Andere wollte er zum Weibe haben, und er sagte sich, daß es am Ende doch kein so großes Opfer sei, das er zu bringen, gedenke. Daß sie eine Dame sei, daran hatte er von der ersten Stunde an,

wo er nach Wiedererlangung seiner gesunden Sinne ihr Gesicht erblickt und ihre Stimme vernommen niemals gezweifelt. Es war wohl möglich, daß sie aus einem weniger edlen Geschlecht abstammte als sein eigenes, obschon er auch dies nicht recht zu glauben vermochte. Dagegen hielt er es für mehr als wahrscheinlich, daß sie sehr arm sei. Ueber diese letzte Thatsache war er aber nur erfreut. Er gefiel sich in dem Gedanken, daß er durch seinen Reichthum ihr ein neues und schöneres Leben schaffen könne, indem er sie mit all den Bequemlichkeiten und eleganten Luxusgegenständen umgeben würde, welche die natürlichen Attribute ihrer Schönheit zu bilden schienen.

War Hoffnung für ihn vorhanden? Nun ja, er war fern davon zu glauben, daß sein Fall ein verzweifelter sei. Es lag zuweilen in ihrem Blicke und Tone ein gewisses Etwas, das ihn auf den Gedanken brachte, daß er ihr nicht ganz gleichgültig, daß er etwas mehr als ein bloßer Gegenstand ihres Mitleids sei. Nichts konnte vager sein, als diese Zeichen und Beweise, denn sie war im höchsten Grade zurückhaltend — äußerst stolz, dachte er zuweilen — und er hegte die Ueberzeugung, daß sie sich derselben selbst nicht bewußt war. Aber so unbedeutend sie auch waren, so reichten sie doch hin, Hoffnung in Herbert Benyons Brust zu erregen und er bildete sich ein, daß er für sein Bekenntniß und die Gewißheit seines Glückes nur den richtigen Zeitpunkt abzuwarten habe.

Er hatte keine Eile zu sprechen. Es war ja Zeit genug. In diesem ruhigen, täglichen Umgang lag etwas so Süßes für ihn, daß er fast fürchtete, ihm durch eine neue Beziehung zu seiner sanften Wärterin ein Ende zu machen. Er wünschte sie jetzt nicht zu verscheuchen, selbst wenn sie ihn nur verlassen würde, um später als seine Frau zurückzukehren. Er wünschte sie ein wenig länger in dieser ungezwungenem ungestörten Gesellschaft bei sich zu haben.

So gingen die Tage und Wochen hin. Der Oberst wurde so kräftig, daß ihm Dr. Matson Lebewohl sagte und selbst Mr. Borlase davon sprach, ihn zu entlassen. Er war im Stande, in der sonnigsten Stunde des Herbsttages einen kurzen Spaziergang zu machen, auf seinen Stock gelehnt und zuweilen ein wenig durch den Arm seiner Wärterin unterstützt. Er hatte Penjudah sehr lieb gewonnen; die zerstreuten Häuser am Seeufer — die seltsame altmodische Landstraße, die sich den Hügel hinan zog — der geschätzte Platz an der grasigen Seite des Hügels, der als Begräbnißstätte für die Bevölkerung von Penjudah diente — die ländlichen Wege, von denen einer die Aussicht auf den atlantischen Ocean darbot — alles Dies wurde dem Obersten sehr theuer und es schien ihm, daß er in diesem entfernten westlichen Hafen zufrieden leben könnte mit dieser einen Frau als Gesellschafterin.

Es war fast zu Ende November; aber das Wetter zeigte in dieser Gegend nach immer eine wundervolle

Müdigkeit, die Tage waren heiter und angenehm, die Abends klar und ruhig. Der Oberst hielt zuweilen in dem Kirchhofe an, um auszuruhen, auf einem Grabstein sitzend, mit dem Gesichte gegen die See gekehrt und Mrs. Chapman an seiner Seite. Er hatte ihr die ganze Geschichte seines vergangenen Lebens erzählt, selbst die schmachvolle Episode von Lady Julia Dorsay's Untreue. Es war sein Vergnügen, ihr zu erzählen. Er vertraute auf sie, wie er noch nie auf Jemanden vertraut hatte. Er hegte einen unbeschränkten Glauben an ihre Unbescholtenheit und an ihren gesunden Verstand. Er hatte mit ihr über seinen Freund Hammersley gesprochen und ihr die Geschichte der Gebieterin von Trewardell erzählt.

»Sie haben die Geschichte wahrscheinlich vorher schon gehört gehabt,« bemerkte der Oberst. »Ich vermuthete, daß Sie die Klatschschwestern von Penjudah genau kennen.«

»Ja,« antwortete sie. »Jedermann in Cornwall kennt sie.«

Es war der letzte Tag im November. Der Oberst saß auf seinem Lieblingsplatz im Kirchhof. Er dachte daran, daß die Zeit herannahe, wo er sein Bekenntniß ablegen und sein Schicksal vernehmen mußte. Er war kein eingebildeter Geck; indeß fürchtete er das Resultat nicht. Er war sogar überzeugt, daß sie ihn liebte. Während er so in träumerischer Weise darüber nachdachte, nicht sehr beeilt zu sprechen und vollkommen zufrieden damit, daß

er die Frau, die er liebte an seiner Seite hatte, brach Mrs. Chapman plötzlich das Schweigen.

»Ihr Gesundheitszustand ist jetzt viel besser, Oberst Benyon,« begann sie, »Sie sind fast ganz wohl, wie Mr. Borlase sagt. Ich glaube deshalb, daß Sie mich recht gut entbehren können. Ich bin bereits viel länger bei Ihnen geblieben, als es, wie ich fühlte, wirklich nothwendig war, nur« — sie zögerte einen Augenblick und dann fuhr sie rasch fort — »nur weil Ihr Fall ein kritischer war, wollte ich Sie so lange nicht verlassen, als noch die geringste Besorgniß eines Rückfalls vorhanden war. Es ist jetzt in dieser Beziehung nichts mehr zu befürchten und man bedarf meiner anderwärts. In einem der kleinen Häuser auf dem Hügel befindet sich ein armer Knabe, der an Auszehrung leidet. Seine Mutter war am vorigen Abend im Hotel, um mit mir zu sprechen und ich habe ihr zugesagt, diesen Nachmittag zu ihm zu gehen.«

»Diesen Nachmittag!« rief der Oberst erschrocken. »Sie wollen mich diesen Nachmittag verlassen?«

»Ja, Oberst Benyon, um zu dem sterbenden Kinde zu gehen,« antwortete die Wärterin vorwurfsvoll. »Ich kann jetzt so wenig für Sie thun, daß Sie meiner wirklich nicht mehr bedürfen.«

»Ich bedarf Ihrer nicht mehr!« wiederholte der Oberst. »Ich bedarf Ihrer für mein ganzes Leben. Ich bedarf Ihrer als mein Weib!« fuhr er fort, seine Hand auf ihre Schulter



legend. »Ich kann ohne Sie nicht leben. Sie müssen bei mir bleiben, Theuerste, oder mich nur verlassen, um als meine Frau zu mir zurückzukehren. Wir bedürfen keiner langen Werbung. Ich denke, wir kennen uns bereits genau.«

Sie glauben, mich bereits genau zu kennen!« wiederholte sie vor ihm zurückschreckend und ihr Gesicht der See zuwendend, so daß er nur ihr Profil sehen konnte, auf dem der Ausdruck eines tiefen Schmerzes ausgeprägt war, der ihm in die Seele schnitt.

»Meine Liebe, was ist das?« fragte er. »Habe ich Sie durch mein Geständniß so sehr betrübt? Bin ich Ihnen denn so gänzlich zuwider?«

»Ihre Frau,« murmelte sie, als ob sie seine letzten Worte kaum gehört hätte. »Ihre Frau!«

»Ja, Theuerste, meine geliebte und geehrte Frau. Ich hatte nicht geglaubt, daß es in meiner Natur liege, Irgendjemand so zu lieben, wie ich Sie liebe.«

»Das kann niemals sein, Oberst Benyon,« sagte sie in entschiedenem Tone. »Sie und ich können niemals mehr sein, als wir einander bisher waren. Das Klügste, was Sie thun können, ist, mir Lebewohl zu sagen, hier wo wir stehen, und zu vergessen, daß Sie mich je gekannt haben.«

»Das ist gerade das Letzte, was mir möglich wäre,« antwortete er mit Heftigkeit. »Es gibt nichts aus der Erde,

wofür ich leben möchte, wenn ich Sie nicht zur Frau haben kann. Sie müssen gewußt haben, daß ich Sie liebte. Sie hatten kein Recht, so lange bei mir zu bleiben, Sie hatten kein Recht, sich von mir lieben zu lassen, wenn Sie mich am Ende so behandeln wollten. Aber es ist nicht Ihre Absicht, so grausam zu sein; Sie wollen mich nur prüfen. Sie wollen nur mit Ihrem Opfer spielen. O meine Geliebte, ums Himmels Willen, sagen Sie mir, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin.«

»Darum handelt es sich nicht,« erwiderte die Frau ruhig. »Haben Sie auch bedacht, was Sie thun wollen, Oberst Benyon? Haben Sie die Kosten berechnet? Haben Sie bedacht, Ihren Namen und Ihre Ehre einer Frau anzuvertrauen, von der Sie nichts wissen?«

»Ich weiß, daß Sie ein Engel sind,« sagte er, seinen Arm um ihre schlanke Gestalt legend und den Versuch machend, sie an seine Brust zu ziehen.

Wieder schrak sie vor ihm zurück — diesmal mit einer Geberde, daß er sich unwillkürlich zurückzog, erkältet bis ins Herz. »Berühren Sie mich nicht,« sagte sie, »Sie wissen nicht, wer und was ich bin.«

»Ich verlange nichts zu wissen,« sagte er heftig. »Wenn in Ihrem vergangenen Leben irgend ein Geheimniß liegt, das uns trennen könnte, so verbergen Sie es mir. Glauben Sie, ich würde Spione aufstellen, um die Vergangenheit des Weibes, das ich liebe,

auszukundschaften? Blindlings vertraue ich Ihnen mein Glück und meine Ehre an. Ich sehe Sie und liebe Sie als Das, was Sie sind, nicht als Das, wozu Sie früheres Mißgeschick gemacht.«

»Sie kennen die Schwere Ihrer Worte nicht,« antwortete sie traurig. »Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Vertrauen, für Ihre Liebe; aber was Sie wünschen, kann niemals geschehen. Es ist das Beste für uns, heute noch, in diesem Augenblicke uns zu trennen. Noch einen Händedruck, Oberst Benyon, und dann Lebewohl.«

»Nicht eher, als bis Sie mir Ihre Gründe angegeben haben,« rief der Oberst gebieterisch. »Ich muß wenigstens diese erfahren.«

»Ich erkenne Ihnen das Recht nicht zu, mich auszuforschen. Ich kann meine Gründe nicht angeben.«

»Aber ich will sie wissen,« rief er, sie am Arm ergreifend. »Ich bin von einem Weibe getäuscht worden; ich will mich nicht von einem Andern zum Besten halten lassen. Ich will wissen, weshalb Sie sich weigern, meine Frau zu werden. Geschieht es, weil Sie mich hassen und verachten?«

»Nein, nein, nein; Sie *wissen*, daß Dies nicht der Fall ist.«

Sie sah ihn mit flehendem Blicke an, mit einem Blicke, der so deutlich, wie es Worte zu thun vermochten, sagte:

»Sie wissen wohl, daß ich Sie liebe.«

»Geschieht es wegen einer mißverstandenen Auffassung von Treue gegen einen Todten?«

»Nein« es ist nicht das. Indeß, der Himmel weiß es, daß ich alle Ursache habe, dem Todten treu zu sein.«

»Nun, was ist es dann? Sie müssen und sollen es mir sagen.«

»Ums Himmels Willen, verschonen Sie mich, Sie martern mich, Oberst Benyon.«

»Geben Sie mir Ihr Versprechen, meine Frau zu werden und ich will keine weiteren Fragen stellen. Es kann keinen Grund geben, der stark genug ist, uns zu trennen, wenn Sie mich lieben und ich glaube, daß dies der Fall ist.«

»Der Himmel sei mir gnädig,« schluchzte sie, mit flehender Geberde ihre Hände faltend.

Dem Oberst klangen diese Worte wie ein Bekenntniß. Er war überzeugt, daß sie ihn liebte, überzeugt, daß er sie schließlich doch noch überreden werde.

»Ja,« rief sie leidenschaftlich, »ich liebe Sie. Nichts könnte dieses Bekenntniß von meinen Lippen entschuldigen, als die Ueberzeugung, daß wir noch in dieser Stunde von einander scheiden werden. Ich liebe Sie, Oberst Benyon; aber es gibt nichts in der Welt, was mich bewegen könnte, Ihre Frau zu werden, selbst wenn Sie das Schlimmste wüßten, was ich Ihnen sagen kann

und dann noch geneigt wären, mich zu nehmen, was Sie nicht sein werden.«

»Sie irren sich,« rief er mit einem Eid. »Nichts, was Sie mir sagen können, vermag meinen Entschluß zu ändern, oder meine Liebe zu vermindern.«

Er überredete sie, sich neben ihn auf den alten Leichenstein zu setzen, da er sah, daß sie fast ohnmächtig wurde.

»Meine Liebe, ich wünsche nicht« grausam zu sein,« sagte er zärtlich. »Ich suche nicht, den Schleier der Vergangenheit zu lüften. Ich will Alles thun, um Ihnen meine Liebe zu beweisen, will mein ganzes künftiges Leben Ihrem Glücke weihen. Es gibt nichts in der Welt, was ich nicht Ihretwegen opfern würde. Seien auch Sie edelmüthig, Theuerste Sagen Sie, daß Sie mein Weib werden wollen, oder geben Sie mir einen genügenden Grund an, warum Sie sich dessen weigern.«

Sie antwortete ihm nicht sogleich. Es trat ein augenblickliches Schweigen ein und dann sagte sie mit leiser Stimme:

»Sie haben einen Freund, dem Sie sehr zugethan sind, Oberst Benyon, einen Freund, der Ihnen fast so theuer ist, als ein Bruder. Ich habe Sie das sagen hören.«

»Was, Hammersley? Ja, gewiß, Hammersley ist ein lieber guter Mensch; aber was hat er mit meiner Heirath zu schaffen? Ich werde ihn sicherlich *darüber* nicht zu

Rathe ziehen.«

»Sie sprachen gestern Abend von diesem schuldbeladenen Geschöpfe — seiner Frau.«

»Ja, ich habe über seine Frau mit Ihnen gesprochen.«

»Sie haben es in Ausdrücken des Tadels gethan, welche wohl verdient waren. Haben Sie Erbarmen mit mir, Oberst Benyon, — ich bin dieses elende Weib.«

Sie war von dem Grabstein auf den Rasen hinabgeglitten und blieb dort in knieender Stellung, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend.

»Sie!« rief der Oberst mit heiserer Stimme, »Sie!«

Der Schlag schien ihn fast zu vernichten. Er fühlte sich einen Augenblick ganz betäubt. Er war auf alles Andere vorbereitet gewesen, als darauf.

»Ich bin dieses elende Weib. Ich weiß nicht, ob ein Schatten von Entschuldigung für meine Sünde in der Geschichte meines Lebens liegt; aber jedenfalls wird es gut sein, wenn Sie dieselbe kennen lernen. George Champney und ich waren lange vorher, ehe ich Mr. Hammersley kennen lernte, mit einander verlobt gewesen und als er nach Indien ging, versprachen wir einander zu warten, bis er zurückkehren und mich zum Weibe nehmen würde. Wir hatten einander von Jugend auf gekannt und ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich ihn liebte. Es klingt wie ein Hohn, wenn ich jetzt so spreche, wo ich nicht einmal seinem Andenken treu

geblieben bin, aber ich liebte ihn. Von Anfang an war mein Vater gegen die Verbindung eingenommen und meine Stiefmutter, eine höchst selbstsüchtige Frau, bestärkte ihn auf alle Weise in seinem Widerwillen. Aber wir boten ihrer Abneigung Trotz und hielten uns tapfer. Erst als George abgereist war, wurde mir ihre Verfolgung fast unerträglich. Ich brauche nicht in Einzelheiten einzugehen. Capitän Champney war mehr als zwei Jahre abwesend, als ich zuerst Mr. Hammersley kennen lernte. Es war uns untersagt, einander zu schreiben und ich stand damals unsägliche Angst um ihn aus. Nur auf indirecte Weise erhielt ich zuweilen einige Kunde von ihm. Als Mr. Hammersley mir zuerst seine Hand antrug, wies ich ihn entschieden ab; aber dann folgte eine traurige Zeit für mich, in der ich von meiner Stiefmutter und selbst von meinem Vater, der sich in dieser Sache von ihr beeinflussen ließ, aufs Aergste gequält wurde. Aber ich hielt diese Prüfung standhaft aus. Erst als mein Vater ein Zeitungsblatt nach Hause brachte, in welchem die Nachricht vom George Champney's Tod stand, verließ mich der Muth. Sie ließen mich jetzt eine Zeit lang unangefochten und meinem Schmerze nachhängen und dann begannen eines Tags das alte Drängen, die alten Vorwürfe wieder und in einer Stunde verhängnißvoller Schwäche, an Geist und Körper leidend — denn ich war nach diesem schweren Schlage sehr krank gewesen — gab ich nach.«

Sie hielt ein wenig inne; aber der Oberst sprach nicht. Er saß auf dem Grabstein und blickte nach der See, unbeweglich wie eine Statue, ein wahres Bild der Verzweiflung. Er hätte Alles ertragen können, nur das nicht.

»Sie kennen das Uebrige. Nein, Sie vermögen nie zu bemessen, was ich gelitten habe. Die Todesnachricht in den Zeitungen beruhte auf einem Irrthum. Ein anderer Champney war in der Schlacht gefallen; aber es war ein verhängnißvoller Irrthum für uns Beide. Er kam zurück, um mich an mein Versprechen zu erinnern, kam mit dem Entschluß, mich von meinem Gatten wegzunehmen. Ich vermag nicht weiter über die Ereignisse zu sprechen, die später eintreten. Etwas dergleichen wie Glück war für uns unter solchen Umständen nicht möglich. Wir waren nicht leichtfertig genug, um trotz unserer Sünde glücklich zu sein. Sie wissen, daß man George Champney eines Morgens auf dem Strand von Blankenburg todt gefunden hat. Darauf verfiel ich in eine gefährliche Krankheit, während welcher ich, wahrscheinlich durch den Einfluß meines Mannes, in ein belgisches Kloster gebracht und zärtlich gepflegt wurde, bis ich genas. Sie konnten meine Geschichte, diese fleckenlosen Nonnen, und doch waren sie gütig gegen mich. Ich blieb bei Ihnen noch ein Jahr lang als Pensionärin, bis Mr. Hammersley die Scheidung erlangt hatte, und dort war es, wo ich die Kranken pflegen lernte. Ich war nicht ganz mittellos. Eine



Schwester meiner Mutter, die meine Lage kannte, setzte mir ein kleines Jahreseinkommen aus und davon habe ich bisher gelebt. Vor sechs Monaten überkam mich eine Sehnsucht, den Ort wiederzusehen, wo ich meine ruhigsten Tage zugebracht hatte. Ich wußte, daß Mr. Hammersley im Auslande lebte und glaubte, daß ich keine Gefahr laufe, wiedererkannt zu werden, wenn ich in diese Gegend zurückkehre. Ich wußte, wie sehr Elend und Krankheit mich verändert hatten, seit ich Trewardell verließ. Es war ohne Zweifel ein thörichter Gedanke; aber man wird mir, die ich kein menschliches Wesen mehr zu lieben habe, meine Anhänglichkeit an bekannte Plätze verzeihen. Ich kam nach Penjudah, denkend, daß ich hier hinlänglich solche Arbeit finden würde, wie ich sie wünschte. Ich hatte keine Absicht, nach Trewardell zu gehen, wo ich natürlich bedeutende Gefahr laufen mußte, erkannt zu werden; als aber Dr. Matson in mich drang, zu Ihnen zu kommen, war die Versuchung zu groß für mich und ich kam, um den theuren alten Platz noch einmal zu sehen. Das ist das Ende meiner Geschichte und jetzt, Oberst Benyon, habe ich Ihnen nur noch ein Wort zu sagen — Lebewohl.«

Sie erhob sich vom Boden und war im Begriff, ihn zu verlassen; aber er hielt sie zurück.

»Sie haben fast mein Herz gebrochen; aber es gibt nichts in der Welt, was meine Liebe zu Ihnen zu ändern vermag. Ich bitte Sie noch immer, meine Frau zu werden.

Ich verspreche Ihnen, Sie mit einer Liebe zu umgeben, welche die Erinnerung an Ihre Vergangenheit austilgen soll.«

Sie schüttelte traurig das Haupt.

»Es kann niemals sein,« antwortete sie. »Ich bin nicht niedrig genug, um Ihre Schwäche und Ihren Edelmuth zu mißbrauchen. Lassen Sie mich treu gegen den Todten und loyal gegen Sie sein. Noch einmal, leben Sie wohl.«

»Vermag nichts, was ich sagen kann, Ihren Sinn zu ändern?«

»Ich werde Sie stets als den edelsten der Männer achten und ehren; aber Sie und ich dürfen uns von heute an nicht mehr sehen.«

Er bat sie noch ein wenig länger, indem er alle möglichen Gründe vorbrachte, um ihren Entschluß zu erschüttern; aber es war umsonst. Er wußte, daß sie ihn liebte, fühlte aber zugleich, daß er sie verlieren werde.

Und so verließ sie ihn endlich; aber selbst dann beschloß er, noch einen Versuch zu machen, sie zu gewinnen. An demselben Abend noch gelang es ihm ihre Wohnung aufzufinden; aber die Besitzerin des Hauses benachrichtigte ihn, daß Mrs. Chapman vor zwei Stunden Penjudah für immer verlassen habe. Sie sei ins Ausland gegangen, sagte die Frau.

»Wahrscheinlich nach Belgien?«

»Ja, Sir, das war der Name des Platzes.«

Sobald Oberst Benyon kräftig genug war, ging er nach Belgien, wo er mehrere Monate zubrachte, in allen Klöstern nach Flora Hammersley fragend. Es war eine lange, ermüdende Nachforschung; aber er führte sie mit Geduld zu Ende, bis er endlich sechs Meilen von Löwen ein kleines Kloster fand, wo Pensionärinnen aufgenommen wurden. Es war der Ort, wo sie sich aufgehalten hatte. Seine Nachforschung war beendet. Die Frau, die er geliebt hatte, schlief seit einer Woche auf dem kleinen zum Kloster gehörenden Friedhof. Hierauf blieb dem Obersten nichts Anderes übrig, als nach Indien zu seinem gewohnten Leben zurückzukehren. Nur seine vertrautesten Freunde vermochten eine Veränderung an ihm wahrzunehmen; aber obschon er niemals von seinem Kummer sprach, so wußten doch Diejenigen, die ihn genau kannten, daß er an einer frischen Herzwunde gelitten und daß der Schlag, der ihn getroffen, ein schwerer gewesen war.

- E n d e -